

Die Aufarbeitung der Stalinzeit in Georgien stehe noch am Anfang, sagt der Historiker Lascha Bakradze **SEITE 30**

Mit viel Pink sind die Festspiele Zürich am Wochenende auf dem Münsterhof eröffnet worden **SEITE 31**



Auf Zehenspitzen umtänzelte er seine Gegner, umkreiste sie, zermürbte sie: Muhammad Ali 1966 auf einer Brücke über den Chicago River.

THOMAS HOEPFER

Wie ein Schmetterling, wie eine Biene

Muhammad Ali war schon zu Lebzeiten für viele ein Idol. Bis heute gibt er Rätsel auf. Von Anja Jardine

«Was macht er da? Ist er beduselt?», fragten sich etwa 300 Millionen Menschen weltweit, als sich Muhammad Ali in der 11. Runde des Titelkampfes gegen Joe Frazier in die Seile hängte und Frazier auch noch Zeichen gab, er möge zuschlagen. «wie ein Wohnmobil, das einen Tornado auffordert, über sich hinwegzustürmen», schreibt Jonathan Eig in «Ali. Ein Leben». Die beiden bis dahin unbesiegteten Weltmeister im Schwergewicht lieferten sich am 8. März 1971 einen der brutalsten Boxkämpfe der Geschichte. Blutergüsse entstellten Fraziers Gesicht, blutiger Speichel tropfte aus seinem Mund, und Alis Kinn war geschwollen wie ein kleiner Kürbis. Aber noch war nichts entschieden.

Eine Runde zuvor hatte es so ausgesehen, als könne Ali knapp Oberwasser behalten, doch nun schien sein Akku leer. Als Frazier einen markerschütternden linken Haken an Alis Kopf setzte und sofort eine harte Linke auf den Körper folgen liess, stöhnten die 20 455 Menschen im New Yorker Madison Square Garden auf. Alis Knie gaben nach, er taumelte, aber auf rätselhafte Weise hielt er sich auf den Beinen; nur sein Gesichtsausdruck verriet, dass er nicht mehr ganz von dieser Welt war.

Er selbst hatte es einmal den «Halbtraum-Raum» genannt, in den ein schwerer Treffer den Boxer befördere: «Eine Tür öffnet sich, man sieht bläuliche, orangene und grüne Lichter aufblitzen. Man sieht Fledermäuse, die Trompete spielen, Alligatoren...» Der Geist vibrierte wie eine Stimmgabel. Als der Gong ertönte, versuchte sein Gefolge alles, um ihn aus diesem Zustand herauszuholen: Sie schütteten ihm kaltes Wasser ins Gesicht, einer rief: «Du hast Gott in deiner Ecke, Champ!», aber davon ging Ali ohnehin aus. Das Problem lag woanders: Ali tanzte nicht mehr, seit er aus dem Exil zurück war. Er hatte seine Schnelligkeit

eingebüsst. Und seine Schlagkraft war nicht gross genug, um einen Kampf schnell zu beenden. Also kaprizierte er sich darauf, Schläge einzustecken.

Früher glich er einem «Kiesel, den man über das Wasser schleudert», wie ein Sportreporter schrieb. Auf Zehenspitzen umtänzelte er seine Gegner, umkreiste sie, machte sie vollkommen kirre. Währenddessen «jabte» er unablässig, schlug also mit der Führhand abrupte Geraden gegen den Kopf des Gegners, zog sich rasch wieder zurück, ihren Schlägen ausweichend, indem er sich weit zurückbeugte. Ihre Schläge trafen ins Leere. Sein Augenmass schien perfekt: Er blieb knapp ausserhalb der Reichweite des Gegners. «Jabs» waren weniger hart als mit der Schlaghand ausgeführte Schläge, aber auf Dauer wirkten sie zermürbend. «Ich lerne die Kunst, den Gegner zu ermüden», sagte er damals. Ein Kontrahent sagte es so: «Er war nie zur gleichen Zeit am gleichen Ort!» So hatte er 1964 Sonny Liston erledigt und den Weltmeistertitel im Schwergewicht errungen.

Grob, hart, arrogant

Doch das lag sieben Jahre zurück, und seither war viel geschehen. Ali hatte seinen Namen geändert, sich der «Nation of Islam», einer Gruppe radikaler schwarzer Separatisten, angeschlossen und in deren Oberhaupt, Elijah Muhammad, seinen geistigen Führer gefunden. Er hatte seine erste Frau verlassen, die sich nicht den Kleiderregeln der Muslime unterwerfen wollte. Und er hatte seinen Freund Malcolm X verraten, was er später bereuen sollte. Weisse nannte er «blauäugige Teufel», ungeachtet der Tatsache, dass es eine Gruppe weisser Geschäftsleute aus seiner Heimatstadt Louisville war, die den Anfang seiner Karriere aufgegleist und ihn finanziell abgesichert hatte. Vor allem aber wei-

gerte er sich, für Amerika in den Krieg gegen Vietnam zu ziehen. «Ich habe keinen Streit mit dem Vietcong», sagte Ali. Sein Feind sei nicht in Südostasien, sondern sei der amerikanische Rassismus.

Noch sein Urgrossvater war Sklave, Clay der Sklavename der Familie. Sein Vater arbeitete als Schildermaler, seine Mutter putzte und kochte in den Häusern der Weissen. Cassius wuchs in bescheidenen, aber behüteten Verhältnissen in Louisville auf. Es war das Amerika der 1950er und 1960er Jahre, das ihm zu den guten Schulen, Krankenhäusern, Geschäften und Banken den Zugang verwehrte. Das ihm nicht erlaubte, in Kaufhäusern Kleider anzuprobieren. Das ihn noch als Weltmeister im Schwergewicht in vielen Restaurants nicht bediente. So wie er als Kind kein einziges Mal den beliebten Fontaine-Ferry-Vergnügungspark in der Nähe seines Elternhauses besuchen durfte und sehnsüchtig mit ansah, wie weisse Kinder dorthin strömten. Seine Mutter sagte, Cassius sei schon als Kind zu dem Schluss gelangt: «Die Welt ist nur für die Weissen da.» An ein Miteinander, an Integration und Gleichberechtigung wie Martin Luther King sie forderte, glaubte er nicht. «Ich wollte grob, hart, arrogant sein, ein Nigger, den die Weissen nicht mochten.»

Für seine Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen wurde er zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt – ein Urteil, das später aufgehoben wurde. Die Boxlizenz war ihm entzogen worden und der Weltmeistertitel aberkannt. 1970 entdeckten seine Manager ein rechtliches Schlupfloch im Gliedstaat Georgia, das ihm ermöglichte, dort zu boxen. Diesmal war es die «Nation of Islam», die ihn suspendierte und ihm den Namen Muhammad Ali entzog, weil Sport gegen die Regeln war. Ali nannte sich weiterhin Ali, schwor seinem Führer unbeirrt die Treue und boxte, wann und wie er wollte.

Ali schien mit einer solch unbekümmerten Heiterkeit seine eigenen Regeln zu schreiben und zu leben, dass es die Menschen gleichermaßen beeindruckte und befremdete. Und egal, was überwog, sie mochten ihn. Er hatte immer gute Laune, prahlte hemmunglos, brachte alle zum Lachen. Seine Liebe zu sich selbst sei derart stürmisch und leidenschaftlich, dass sich keine Frau dazwischendringen könne, schrieb der Kolumnist der «Los Angeles Times» über den jungen Boxer. «eine Heirat würde an Bigamie grenzen».

Wie ein lebendiger Sandsack

Intellektuelle und Schriftsteller sinnierten gern über Ali und die Symbolkraft des Boxens. Und wie es sein konnte, dass er für Muslime, Schwarze, Weisse, Hippies, Kriegsdienstverweigerer und ganze Völker auf der anderen Seite der Erdkugel zu einem Idol wurde. Norman Mailer nannte ihn «America's Greatest Ego» und erklärte sich die Faszination, die er ausübte, so: «Cassius Clay ist das Zerwürfnis in uns.»

In den drei Jahren seiner Zwangspause hatte Joseph Frazier den Weltmeistertitel errungen. In dieser Zeit bat Ali Frazier um eine Ausfahrt in dessen goldenem Cadillac. Er sagte, er brauche die Begegnung für seine Biografie: «The Greatest: My Own Story». Sie stritten, redeten, scherzten, am Ende dachte Frazier, sie seien Freunde. Um so härter traf es ihn, als Ali ihn in der Öffentlichkeit als «rückgratlosen Onkel Tom» bezeichnete, «auf dessen Seite nur Mitglieder des Ku-Klux-Klans oder reiche weisse Männer stehen würden». Absurder ging es eigentlich nicht: Frazier war das zweitjüngste von zehn Kindern eines Landarbeiters, hatte mit fünfzehn die Schule verlassen, sich mit Autodiebstählen und Arbeit auf einem Schlachthof durchgeschlagen, bio-

grafisch war Frazier deutlich schwärzer als Ali. Der war bekannt für seine «psychologische Kriegsführung», aber die Bösartigkeit dieser Angriffe verletzte Frazier zutiefst.

In der 13. Runde kassierte Ali 46 Schläge, ein Trommelfeuer. Von «Schwebe wie ein Schmetterling! Stich wie eine Biene!», seinem alten Kampfruf, konnte nicht mehr die Rede sein. Plattfüssig stand er im Ring, attackierte maximal eine von drei Minuten, hing dann in den Seilen wie ein lebendiger Sandsack und kassierte unablässig Prügel.

Eig, der Alis Leben akribisch entlang seiner Laufbahn nachzeichnet, liess die Firma Compobox Filmaufnahmen seiner Kämpfe analysieren. Sie stellte fest, dass er zu den besten Zeiten seiner Karriere 2245 Treffer landete und nur 1414 kassierte. Später dann, als er nicht mehr tanzte und auswich, traf er 5596 Mal und wurde 5596 Mal getroffen. Und in den letzten neun Kämpfen steckte er doppelt so viel ein, wie er austeilte. Sein Arzt Ferdie Pacheco sagte, er habe bereits nach diesem Kampf gegen Frazier erste Anzeichen einer Hirnschädigung bemerkt.

Immer wieder holte Frazier aus, den ganzen weiten Weg bis zu den vor Hitze starren Rübenfeldern in South Carolina, bis in seine von Armut und Hass geprägten Kinderjahre, wie er später sagte. Ali ging zu Boden. Ali rappelte sich wieder hoch. Das Publikum war längst fix und fertig, schrie, doch die beiden kämpften unerbittlich bis zum Gongschlag der 15. Runde. Die Kampfrichter erklärten Frazier einstimmig zum Weltmeister im Schwergewicht.

«Ali. Ein Leben». Biografie von Jonathan Eig. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 2018. 704 S., Fr. 45.90. – «Now you see me!» Muhammad Ali (1942–2016). Ausstellung in der Bildhalle Zürich bis 7. Juli.